

Finale

O-Ton

«Meistens ist man nur durch Nachdenken unglücklich.»

Joseph Joubert

Krimis Die Lektüre zweier Neuheiten ist nicht nur eine Tortur.
Jean-Claude Galli

Wenn Politiker morden

Die Politik drängt sich in der Bundesstadt als Stoff oder Kulisse für Krimis geradezu auf, es fehlen Bannmeile und Abstand, die Macht scheint zum Greifen nah oder liegt zumindest gut ausgeleuchtet im Blickfeld. Viele Autoren haben in der Folge von Dürrenmatts «Richter und sein Henker» versucht, Ähnliches zu schaffen, aktuell zwei Politiker selber. Einerseits der frühere CVP-Nationalrat Norbert Hochreutener mit seinem sechsten Werk um Marc Dubach («Dubach im Finanzsumpf», mit Heinz Ramstein, Weltbild-Verlag, Olten), andererseits der langjährige BDP-Grossrat Dieter Widmer mit seinem zweiten Buch: «Wutanfall im Berner Rathaus».

Beide betonen dezidiert die Fiktionalität ihrer Geschichten. Auffällig sind die Ähnlichkeiten im Stil. Es wimmelt von Adjektiven, Worthülsen und fixen Mustern, die kaum Platz zum Atmen lassen. Die Lektüre ist trotzdem nicht blosses Tortur. Allein schon die Vorstellung, Baudirektorin Babette Eggmann könnte mit einem Gipsmodell der Dresdner Frauenkirche unabsichtlich den Rathausabwart erschlagen haben, ist, pardon, ungemünzt amüsant. Ebenso das Spiel, hinter den Romanfiguren jeweils die realen Vorbilder zu suchen. Bei Widmer ist dies leichter, doch auch Hochreuteners «Tarnungen» sind durchschaubar.

Verstehen wir die beiden Werke als reines Mittel zum Zeitvertreib, dann wünschen wir uns höchstens ein noch breiteres Autorenfeld mit neuen Stoffen. Hans Grunder beispielsweise traun eine haarsträubende Saga aus der Welt der Pferdezucht zu, Lorenz Hess etwas Kassiges im Bereich Wildbretschmuggel und Jagdunfälle. Manfred Bühler könnte uns mit Intrigen aus der Motocross-Szene unterhalten. Bei Christa Markwalder würde sich eine Story um gefälschte Ruggeri- und Amati-Cellos anbieten, bei Albert Rösti eine wilde Geschichte von Milchpanschern und Käse Dieben. Mangelndes Schreibtalent gilt nicht als Ausrede, viele Printjournalisten verdienen sich gerne ein Zubrot als Ghostwriter.



Längsbrett ist der Normalfall: Der verkleidete Dachvorsprung kriegt einen Deckel von unten und wehrt so Vögel und Fledermäuse ab. Foto: Michael Schneeberger

Baustelle Die Vogeldielen in der Altstadt zeigen: Das aristokratische Bern war architekturdemokratisch. *Benedikt Loderer*

Wir betreiben Vorschermkunde

Bildung im Bus ist, wenn man am Bahnhof in die Nummer 12, den Schosshaldenbus, einsteigt und Richtung Zentrum Paul Klee fährt. Man muss sich Fahrtrichtung rechts ans Fenster setzen und den Blick steil nach oben richten. Nicht nur die Fassaden sind interessant, nein, auch die Dachabschlüsse, genauer: die Vogeldielen. Sie ziehen wie ein graues, zerstücktes Band vorüber, sind kaum voneinander zu unterscheiden, der Film «Der Vorscherm» läuft. Er hat wenig Handlung, aber viele Mitspieler.

Der weiche Sandstein vom Gurten oder aus Ostermündigen erträgt den Regen schlecht. Dass die Fassaden nicht nass werden, dafür sorgt der Dachvorsprung. Der wird verkleidet, kriegt einen Deckel von unten, was Vögel, Fledermäuse und andere Dachbewohner abwehrt. In Bern sind zwei Konstruktionen bekannt: Längsbrett und Kassetten. Längsbrett ist der Normalfall.

Es werden Holzbretter parallel zur Fassade auf eine Lattung genagelt und die Fugen mit einer Deckleiste abgedeckt. Es entsteht ein Streifenmuster. Kassetten ist die Sonderausführung. Statt Streifen gibt es rechteckige Felder. Den Rand gegen den Himmel bilden die Dachkannel, ihre Regenrohre schiessen aus einem rechteckigen Blechkasten in einem Halbbogen zur Fassade, wo sie mit senkrechten Stichen den Takt angeben.

Überall ist er grauweiss

Der Film ist langweilig, aber er beweist viel. Wie architekturdemokratisch das aristokratische Bern einmal war nämlich. Die Vogeldiele ist fast überall gleich, grauweiss. Nur ganz selten hat jemand sich durch seinen Dachvorsprung verwirklicht. An der Kramgasse 63 hat 1737 ein Franz Ludwig von Diesbach, Obrist, sein Wappen hinmalen lassen; das hat ihm wenig genützt, hat er es doch nicht einmal bis ins historische Lexikon der Schweiz ge-

schaft. In Bern blieb man anonym, man krähte nicht auf seinem Mist. Das überliess man den Untertanen, denen in Aarau zum Beispiel.

Er hält den Raum zusammen

Architekturdemokratisch ist auch der Haustyp. Wer über mehr Geld verfügte, hatte mehr Fensterachsen, aber es waren dieselben wie beim ärmeren Nachbarn. Der Bauschmuck redete nur leise. Erst das 19. Jahrhundert hat geprunkt. Mit dem Kaiserhaus zum Beispiel. Das 20. Jahrhundert hingegen hat gespart, dem war jedes Ornament zu teuer, bereits der Zwang zum Sandstein war eine Zumutung.

Unteressen steigt man an der Haltestelle Nydeggen aus und sieht sich die Sachen zu Fuss an. Aus dem grauen Band der Untersicht ist nun ein wild gezackter Horizont geworden. Die Schrägsicht zeigt die Höhen sprünge zwischen den Häusern. Sie macht aber auch deutlich, was das Vordach für den Gassenraum bedeu-

tet. Er wird oben verengt und damit besser gefasst. Die wenigen klassizistischen Dreiecksgiebel unterstecken das. An der Gerechtigkeitsgasse 40 ist so einer. Der Stadtraum streift die Fassade hoch und verschwindet bolzengerade im Himmel. Der Vorscherm hingegen brems den Blick und hält den Raum zusammen.

Die Dachvorsprünge sind ein wichtiges Element des Stadtbildes, genauer: des Gassenraums. Den sieht man beim Dachgucken automatisch mit. Die Gerechtigkeitsgasse zum Beispiel zieht südseitig den Bauch ein, im Norden aber ist die Wand gerade. Der Schwung trägt zur Raumbildung bei, wir spüren das Aus- und Einatmen der Gassenwand. So sieht die Vorschermkunde nicht bloss unten Dach, sie öffnet auch die Augen für das, was wirklich entscheidend ist: den Stadtraum.

Benedikt Loderer lebt als Stadtwandierer und Architekturkritiker in Biel. Er ist Mitglied des «Baustellen»-Kolumenteams.

Bonbons & Granaten Güzin Kar

Mehr Jammerlappen, bitte!

Warum wird von benachteiligten Menschen und Gruppen, die ihr Leid schildern, oft auf unerbittliche Art Humor und Selbstironie verlangt, als wollte man sagen: Wenn ihr uns schon mit der Beschreibung eurer Armut, eurer Krankheit oder Diskriminierung foltert, sodass wir uns latent schuldig fühlen, dann bringt uns wenigstens zum Lachen. Es gibt schliesslich nichts gratis, nicht einmal Mitleid. Unterhaltet uns mit eurem Elend, zumal Anliegen besser gehört werden, wenn man sie humorvoll vorträgt.



Aus einer privilegierten Warte heraus lässt sich leicht auf einem humorvollen Umgang miteinander beharren. Doch die weniger Privilegierten, jene, die sich immer wieder ausgebootet, herabgewürdigt und ungerecht behandelt sehen, sind oft gar nicht in der luxuriösen Lage, sich Gedanken über den richtigen

Tonfall ihres Wehklagens zu machen. Und natürlich können Menschen, die ihr Leid ganz ohne schützende Ironie vorbringen, anstrengend werden. Jammern ist uncool.

Darf man beim Sex lachen?

Aber muss jeder immer über sich selbst lachen? Woher kommt dieser Humorbefehl? Humor setzt eine Autorenschaft voraus. Er muss taktisch angegangen, konstruiert und inszeniert werden, um seine Wirkung zu entfalten. Eine Autorenschaft wiederum verlangt eine Distanz zum Geschehen. Die Distanz kann eine räumliche, zeitliche oder emotionale sein. Als humoristischer Mensch ist man also der Schöpfer und Lenker der Situation und nicht mehr derjenige, der sie erduldet. Dieser Umstand kommt dem viel beschwerenen Bild des eigenverantwortlichen Individuums entgegen, das sich, losgelöst von gesellschaftlichen Zwängen, nie als Opfer einer Lage sieht. So einer jammert nicht. Aber

manche Menschen sind Opfer einer Lage, unabhängig davon, ob sie selbst- oder fremdverschuldet ist. Weshalb sollen diese nicht völlig humorfrei klagen dürfen?

Ich finde denn auch nicht, dass es zu wenig Humor gebe, sondern zu viel, vor allem zu viel schlechten, und jene unermüdlichen Lachbomber, die überzeugt sind, dass jede Situation durch ihre Witzelsucht geadelt werde, sind mir ein Graus. Es gibt Situationen, die man absolut ironiefrei erleben und aushalten muss. Dazu zählen Sex, Trauer, Glück, persönliches Leid. Ich weiss, dass jetzt viele denken mögen, dass man beim Sex doch auch lachen dürfe. Natürlich darf man das. Aber einen Bettpartner, der plötzlich innehält, um den unvorteilhaftesten Gesichtsausdruck seiner Partnerin während des Orgasmus nachzuäffeln, erträgt keine. Dessen Verhalten würde als das erkannt, was es ist: eine Beleidigung. Aus der zeitlichen Distanz heraus, vielleicht in einer heiteren Runde, wo amüsante Bettgeschichten ausgepackt

werden, kann der Liebhaber seine Parodie zum Besten geben, um die Lacher abzuholen. Aber die erlebte Situation selber erfordert Hingabe und nicht Distanz. Ebenso kann eine leidvolle Situation durch Hingabe besser bewältigt werden als durch Selbstironie. Einer späteren Analyse steht ja nichts im Weg.

Ich plädiere dafür, das Jammern breit zu pflegen. Wir sollten alte Klagedieder und -gedichte hervorholen und sie laut singen und dabei lernen, dass das Beweinen des eigenen Leids kein Versagen, sondern eine Kulturform ist, die zu Unrecht in Verruf geraten ist. Es muss doch einen Ort geben, wo man die erlebten Ungerechtigkeiten beweinen und beklagen kann, ohne dass einem widersprochen wird und ohne dass man eine Lösung präsentieren müsste. Und ja, Humor ist für mich nach wie vor die grossartigste Kulturtechnik, die wir haben. Aber wo er zur Pflicht wird, ist Ernsthaftigkeit die subversivere Wahl. Es gibt ein Recht auf Humorlosigkeit.

Tagestipp Mundart-Musical



«Über d Brügg» geht unter die Haut

Ein Musical über das oft tabuisierte Thema Jugendsuizid: Der Berner Soziologe und Musiker Lukas Eichenberger schrieb 2012 das Musical «Über d Brügg». Aufgrund der grossen Nachfrage kehrt das Werk über einen jugendlichen, der den allgegenwärtigen Erwartungs- und Leistungsdruck kaum mehr erträgt, jetzt in einer überarbeiteten Form auf die Bühne zurück. Aufgeführt wird es vom 25-köpfigen Ensemble Art of Emotion, die musikalische Leitung hat Martin Stöckli. (klb)

Mattenhofsaal, Gmülden bei Bern, Sonntag, 17 Uhr. Aufführungen bis 30.11.